

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1917. * Nr. 40

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Das späte Mittagessen im Hotel „Pilatus“ war beendet. In einzelnen Gruppen stand die elegante Gesellschaft plaudernd umher, wie sie der Zufall des Nebeneinanders bei Tische, dem nur in vereinzelteren Fällen ein flüchtiges Wohlgefallen ein wenig nachgeholfen hatte, sammengeführt haben mochte.

Die wenigsten Gäste waren in Sportkleidung, wie man es hier, hoch oben auf dem Bergriesen, hätte erwarten können. Die meisten gehörten der Gesellschaftsklasse an, die mit einer großen Zahl von Koffern zu reisen gewöhnt ist und selbst in der erhabenen Einsamkeit der Gebirgswelt nicht auf den gewohnten Luxus verzichten mag. Doch war viel von Bergtouren die Rede, und dem geübteren Ohr erhellte aus der Unterhaltung, daß es dabei um die „leichen Sachen“ gabelte.

Wischen den Händen und waschen zwischen hin- und her führte der Oberkellner einen verärgerten Gast herein, der es nicht gefallen lassen mußte, daß er für einen Augenblick Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde. Aber das schien diesen gewachsenen Fremden nicht kalt zu sein, dieses angestarrte werden aus dem Albert Paaren. — Eine Muskel- rite in dem aufgeschrit-

für das Mittagessen Rücksicht genommen; wer später kam, mußte heraufgetragen sein. Doch deutete nichts in seinen Bewegungen auf Müdigkeit. Ruhig ließ er sich nieder, als endlich ein Tisch erreicht war, der schon aufgeräumt und zum Empfang eines neuen Gastes bereit war. Der Kellner wollte ihm die Karte vorlegen. Aber er verlangte, daß ihm das ganze Mittagessen nachserviert würde.

„Der Herr wird vorlieb nehmen müssen“, sagte der Oberkellner, der ihn hereingeführt hatte und noch abwartend stehen geblieben war, dem herrlich Auftretenden gegenüber ein wenig verlegen. „Wir waren heute nicht auf so großen Andrang vorbereitet — es wird nicht mehr alles vorhanden sein.“

Mit einer Handbewegung schnitt Achim Thorstein ihm das Wort ab. Durch eine Kopfbewegung gab der Oberkellner dem andern Kellner die Weisung, schleunigst das Essen zu bestellen. Der stob davon. Während er nun selbst dem Gaste die Weinkarte vorlegte, sagte er halblaut:

„Der Herr muß wohl entschuldigen. Die Gäste ziehen sich

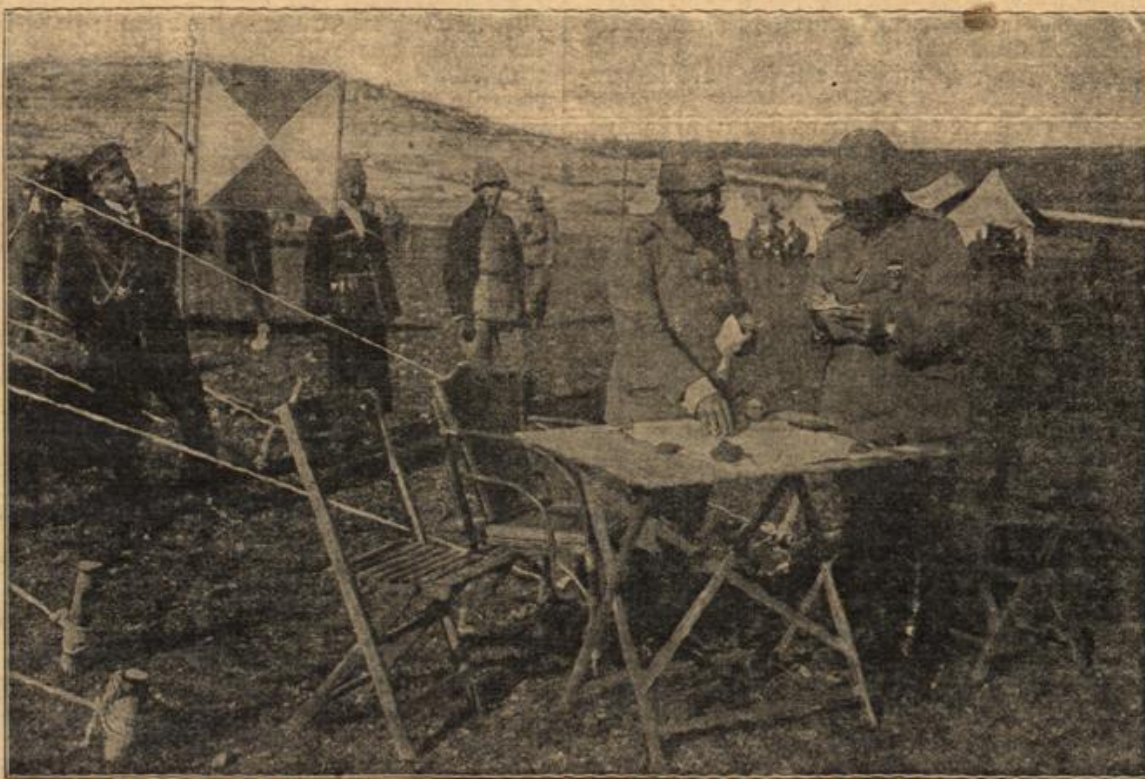
sonst nach dem Essen immer gleich in die Gesellschaftsräume zurück. Aber heute soll noch eine kleine Aufführung drüben stattfinden.“

„Was für eine Aufführung?“ fragte Thorstein nun gleichgültig, während er die Weinkarte studierte.

„Eine Gesellschaft von Schauspielern, die sich zufällig hier zusammengefunden hat, will einen bunten Abend veranstalten zur Linderung der großen No- in Messina.“

Der Gast nickte dankend. „Bringen Sie mir eine halbe

Flasche Asti Spumante“, sagte er und breitete seine Serviette über die Knie, da die Suppe soeben gebracht wurde. Es wurde schnell aufgetragen, offenbar mit der Absicht, daß möglichst auch die Angestellten an der Aufführung teilnehmen wollten. Ein paar späte Wanderer, die jetzt noch in ihrem derben Touristenzeug eintraten und noch zu speisen verlangten.



Die Türkei im Weltkrieg: Dschemal Pascha, Führer der 4. türkischen Armee, mit seinem Stabschef Isak Bey auf einem Gefechtsstand im südlichen Palästina. Phot. Bild- und Filmmant.

den hochmütigen Gesichte, so daß sich der Gedanke aufdrängte, müsse daran gewöhnt sein, sich vielen Blicken ausgesetzt zu sein. Er war in Abendkleidung. Offenbar hatte er erst sorgfältig gekleidet gemacht nach seiner Wanderung durch die Berge; nun er konnte nur zu Fuß herausgekommen sein. Auf dem Eintreffen des Nachmittagszuges war mit der Stunde

wurden daher mit unfreundlichen Blicken angesehen. Die Leute zeigten sich bekommen von der Eleganz, die sie in dieser weltlichen Höhe nicht in solchem Maße erwartet haben mochten. Sie schienen unsicher, was sie essen sollten, und der Kellner half ihnen nicht. So bestellten sie für jeden, erschreckt durch die hohen Preise auf der Karte, nur Suppe und einen Eierkuchen. Aber an ihrer enttäuschten Miene konnte Thorstein erkennen, daß sie unzufrieden waren. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, die jungen Leute, die anscheinend Studenten waren, darauf aufmerksam zu machen, daß sie ungleich besser fortkämen, wenn sie die ganze Speisefolge verlangen würden. Aber er unterließ es aus einer gewissen Gleichgültigkeit gegen seine Mitmenschen heraus, an der wir vor dem Kriege mehr oder weniger alle litten. Er war schon beim Eis angelangt, das er schnell auflöste. Dann bemerkte er dem Kellner, daß er auf Käse verzichte, und stand auf.

Es war in dem Augenblick, als drüben das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gegeben wurde. Einen Augenblick schwankte Thorstein, ob er sich die Sache ansehen sollte. Aber es blieb ihm etwas anderes übrig. Zum Zubettgehen war es noch zu früh, und der Gedanke, in der kleinen Stube, die er nur noch hatte erhalten können, zu sitzen, hatte nichts Verlockendes. Beim Eintreten sah er, daß der Saal schon fast besetzt war, und noch immer starrte sich das Publikum an der Kasse. Die Herren mochten annehmen, die Kassiererinnen gehörten zu den Schauspielern, denn sie versuchten, einen leicht vertraulichen Ton anzuschlagen, auf den die Dame jedoch nicht einging. — Ein Engländer, der vor Thorstein an die Reihe kam, erlaubte sich eine Bemerkung darüber.

Sie sah ihn aus großen Augen ernst an.

„Wie kann man bloß“, murmelte Thorstein zwischen den Zähnen.

„Sagten Sie etwas?“ fragte der Herr freimütig.

„Ja. Ich wunderte mich“, erwiderte Thorstein trocken.

„Darf man fragen, worüber?“

„Ich sehe mich nicht veranlaßt“, gab Thorstein hochmütig zurück.

Es war, als ob ein Ausblick in den seltsam hellen Augen des jungen Mädchens etwas wie einen Dorn ausdrücken sollte, und der Rechtsanwalt freute sich darüber, so sehr er diese Freude vor sich selbst abzuleugnen versuchte. Einmal, vor Jahren, hatte er eine Enttäuschung erfahren und hielt sich seitdem gegen jeglichen Zauber des weiblichen Geschlechts für gefeit.

Die Reihe, das ziemlich hoch bemessene Eintrittsgeld zu zahlen, war endlich an ihn gekommen. Nachlässig schob er ein Zwanzigfrankstück hin. Die junge Dame hob langsam die breiten, schweren, langgewimperten Augenlider und sah ihn aus eigenwillig hellen Augen, die in seltsamem Kontrast zu ihren dunkelblonden Haarstrahlen standen, fragend an.

„Soll ich wechseln?“ fragte sie mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme.

„Ich dachte — ja“, erwiderte er, indem er ihren Blick suchte.

Sie sah ihm frei und offen in die Augen. „Wie Sie wünschen“, sagte sie und griff zögernd nach kleinen Münzen.

Thorstein tat, als verstehe er noch immer nicht und blickte sie unschlüssig an.

„Ich meine, weil es zu wohlthätigem Zweck ist“, sagte sie erklärend, „es geht heute Abend nach dem Grundsatz: Der Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt.“

„Die Leute wußten, was sie taten, als sie sich einen solchen Anwalt aussuchten“, sagte ein älterer Herr, der hinter Thorstein eingetreten war, lachend, als er hörte, wie sie diesen mahnte, genau wie sie vor ihm andere veranlaßt hatte, mehr zu zahlen.

Das Mädchen wendete die Brauen. „Ich finde nicht, daß ich sehr geschickt bin zu diesem Amt“, erwiderte sie ernst.

„Und wenn Sie zu mir wären“, sagte der Herr ritterlich und nahm seinen Platz ein.

„O — so“, Thorstein hatte endlich verstanden und lächelte, aber sie verzog keine Miene. „Nein, dann — bitte, natürlich!“

Er schob ihr das Zwanzigfrankstück hin und wandte sich mit einer leichten Verbeugung, nicht ohne zu bemerken, daß auch jetzt der tiefe Ernst, der das schöne Gesicht des jungen Mädchens bestrahlte, nicht um eine einzige Schwelbung aufgehellt wurde, ab. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, als die Vorstellung begann.

Adim Thorstein hatte sich nicht viel davon versprochen. Ein Lungenspitzenentzündung, der sich als Folge einer schweren Influenza bei ihm herausgebildet hatte, war die Veranlassung, daß der junge Rechtsanwalt den Winter in Arosa hatte verbringen müssen. Die gelegentlichen Vorstellungen, die er in der Stille des dortigen Auslebens hatte über sich ergehen lassen müssen, hatten ihm verwöhnten Berliner nichts bieten können. Anderes erwartete er jetzt auch nicht. Er war daher überrascht, wirklich erstklassige Künstler, die der Zufall hier hoch oben zusammengeworfen haben mochte, ihre große Kunst in den Dienst der Leidenden, deren Unglück die Welt erschütterte, stellen zu sehen. Wenn er demnach zu keiner ungeteilten Aufmerksamkeit kam, so lag es daran, daß die

junge Dame, die den Billetverkauf übernommen hatte, an seiner Nähe Platz genommen hatte. Sie war mit ihren gehörigen im letzten Augenblick gekommen, und da die Stühle in Thorstein die einzigen waren, die noch frei waren, so war er aufgestanden, um die Herrschaften an sich vorbeizulassen. Thorstein hoffte er einen Augenblick, das schöne Mädchen würde Platz an seiner Seite nehmen. Aber sie tat gerade, als ob sie überhaupt nicht sehe. Nicht, daß sie ihn auch nur eines gewürdigt hätte! Sie saß mit ganz unbeweglichem Gesicht einer älteren Dame, die ihre Mutter sein mußte, wenn man einer gewissen Ähnlichkeit im Schnitt des Gesichts urteilen konnte. Doch machte ihr schmales Gesicht einen viel rassistischen Eindruck, sei es durch wirklich edlere Linienführung, oder weil bei der Größe die ursprüngliche Form nicht mehr deutlich zu erkennen war. Nachdem zunehmende Breite die Feinheit des Ausdrucks verdrängt hatte. Zudem war die Kleidung der Tochter eine offenbar einfache — sie trug einen dunkelblauen Rock und eine weißblau, die nur am Halse von einer kleinen goldenen Brosche zusammengehalten wurde. Dagegen fiel die Eleganz der Mutter um so stärker auf. Sie hatte ein für ihre Jahre reichlich kostbares Seidenkleid mit kostbaren Stickereien an und funkelte bei jeder Bewegung von Edelsteinen. An ihrer linken Seite saß ein bescheiden und ernst aussehender Herr, der sich später als ihr Onkel herausstellte, während an der rechten Seite der jungen Dame Thorstein, ein jüngerer Mann Platz genommen hatte, von dem Thorstein zunächst nicht wußte, ob es ihr Mann oder ihr Vater sei. Da sie gar nicht mit ihm sprach, entschied er sich dafür, ihren Vater zu halten, und es erwies sich später, daß dies eine richtige war. Es verdroß Adim Thorstein gerade, daß die Nähe des schönen Gehirns seine Gedanken von Vorgängen auf der Bühne ablenkte. Denn ihm, der sonst ein eifriger Theaterbesucher war, schienen nach der langen Bekanntschaft die Darbietungen der Künstler wirklich interessant zu sein. Er konnte zu keinem ungestörten Genuß kommen. Immer irrte sein Auge auf das eigenartige Profil seiner schönen Mutter. Er hätte selbst nicht sagen können, was ihn daran so fesselte. War es ein Erinnern? Sie schien ihm bekannt, und doch konnte er darauf schwören, daß er sie nie gesehen hatte.

Während in der Pause ein großer Teil der Gäste aufstand und in der Halle sich zu versammeln, blieb das junge Mädchen still und in sich gekehrt auf ihrem Platz sitzen. Ihr Bruder trat hinaus und kehrte zurück mit zwei Tellerchen voll Erdbeeren. Mutter und Schwester in einer gutmütig ritterlichen Art. Aber während die Mutter — man konnte sie in ihrer jugendlichen Aufmachung unmöglich als „alte Dame“ bezeichnen, sich reich bedankte, nahm das junge Mädchen gelassen die Entgegnung. Kaum der Schatten eines Lächelns war um ihren Mundwinkel geirrt dabei.

„Wie seltsam“, dachte der heimliche Beobachter, „als ihnen innerlich eine ganz Fremde sei!“

Am andern Morgen wurde gegen vier Uhr an die Tür geklopft, und eine Viertelstunde später fanden sich auf einem Lichtpunkt, der etwas höher als das Hotel gelegen war, ein großer Teil der Gäste ein, um das Aufgehen der Sonne zu erwarten. Frohlockend stand man in Gruppen umher. Hier, Welt des ewigen Schnees, war es selbst im Hochsommer empfindlich kalt, so lange ihre wärmenden Strahlen fehlten. Ein eigenartiges Licht war über die Nähe gebreitet, über der Ferne der Nebel und es war eine wichtige Streitfrage, ob es der wohl gelingen würde, ihn zu durchdringen. Nur wenige Minuten dauerten die lebhaften Unterhandlungen, denn schon kündete der Streif im Osten das Herannahen des großen Augenwettermantels an.

Thorstein stand ganz still, die Hände in den Taschen, den Wettermantel versenkt. Mit einem Blick hatte er entdeckt das schöne Mädchen, das sein Interesse so seltsam erregte, und hatte in ihrer Nähe Aufstellung genommen. Aber was er am Abend vorher war sie nicht allein. Vater und Bruder hielten zu ihren beiden Seiten, während die Mutter anscheinend noch in Ruhe pflegte. Es mußte Thorstein auffallen, wie es jedem Menschen fallen würde, daß sie auch jetzt wieder nicht sprach. Sie stand ihren Kleidern ganz gelassen, und blickte mit großen, andächtig ihren Augen nach der Richtung, in der das erwartete Naturereignis vor sich gehen mußte. Es wärmte Adim Thorstein ordentlich, daß er dies besetzte Schweigen. Ihm war in seiner langen Zeit so manchemal die Stimmung durch törichte Ausbrüche Enttäuschung totgeschlagen worden, daß ihm die junge Dame allein um ihrer ruhig abwartenden Haltung willen imponierte. Sie hätte sein müssen, auch wenn sie weniger schön gewesen wäre. Allmählich färbten sich die Bergspitzen in der weiten Ferne rötlich, wie ein Blick tief über den Himmel und in leuchtender Klarheit hob sich die Sonne über den See. Seine Wellen glänzten, als ob auf seinem Grunde Rosen erblühten. Er

die Nebel verschwinden, zerflatterte vor dem strahlenden
des Tagesgestirns.
kleinen Augenblick standen die Zuschauer wie gebannt; bald
erlöste sich der Zauber und Ausbrüche der Bewunderung
schwirren die Luft. Nur das junge Mädchen stand schwei-
gig über ihr schönes Antlitz spiegelte die Flut der Gefühle, die
brandeten. Achim Thorstein hätte ihr die Hände dafür
geben mögen.

Im ersten Male seit undenklich langer Zeit beschlich ihn ein
Morgen, daß es ihm so gar nicht gegeben war, sich bekannt zu
sein. Oft und oft hatte er sich geradezu darauf etwas einge-
bildet und mit lächelnder Herablassung mit angesehen, wie andere
die Einsamkeit nicht ertragen konnten und sie so schnell
möglich abzuschütteln suchten. Heute war er entschlossen, sich
den Preis zu überwinden. Er mußte wissen, was hinter
dieser unnatürlichen Ruhe steckte!

„Im eigentlichen Sonnenanfang war es gar nicht,“ sagte
ihm ein Herr in belehrendem Tone zu seiner Frau. „Ich
erinnere unendlich viel schöner gesehen.“
Achim Thorstein sah das junge Mädchen an, das die Worte ebenfalls
haben mußte. Sie sah betroffen aus und so sagte er, die
Einheit beim Schopfe fassend: „Es mag sein, daß es an-
ders aussieht, schöner doch wohl kann!“
„Der Meinung bin ich auch“, erwiderte sie mit ihrer tiefen,
vibranten Stimme. „Aber die Leute lieben es, an allem
zu scheitern.“

„A“, scherzte er, „das muß schon zu Schillers Zeiten so gewesen
sein, aber daß sie sogar vor einem Sonnenanfang nicht hal-
ten würden, hätte selbst er vielleicht nicht einmal angenommen.“
„Sie?“, „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen“ —
eigentlich darauf hin“, erwiderte sie rasch.
„Sein, sein, wie Sie Ihren Schiller kennen.“

„Schiller? O ja — ich liebe ihn!“
„Auch, es kann mir immer leid tun, wenn er neben Goethe
zurücktritt.“

„Ich habe in Weimar meine Rosen auf Schillers Sarg gelegt“,
sagte sie erröthend. Es kam so kindlich heraus, daß es gar nicht
dem sonstigen sicheren Auftreten paßte. Aber gerade da um
ihm warm ums Herz.

Der Vater und ihr Bruder, die bis dahin durch ihre Ferngläser
Alpenpanorama im Morgenlicht bewundert hatten, wandten
sich wieder zu. Thorstein ließ sie höflich die Rüge, was die
ebenfalls erwiderten. Gleichzeitig schienen sie es auch als
Beschuldigung anzusehen, denn sie wandten sich und strebten
dem Hotel zu. Notgedrungen tat er dasselbe.

Es gelang ihm nicht, wieder einzuschlafen, als er, wie die
anderen Gäste, sein Zimmer wieder aufgesucht hatte. Immer sah
er das schöne Gesicht der jungen Fremden vor sich mit dem Abglanz
wührender Andacht, deren Ausdruck sie nicht in sich zu ver-
bergen vermochte, weil sie sich seiner gar nicht bewußt war. Er
sah sich dabei, daß er in Gedanken sich jedes Wort, das sie
einander gewechselt hatten, wiederholte. Geist hatte sie offen-
barm welches junge Mädchen hätte sofort gewußt, welches
er meinte? Und wie hätte sich beim Sprechen ihr schönes
Gesicht belebt! Er brannte lichterloh für die Fremde, als er aufstand,
um vor Vertagen, das Gespräch von vorn fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Stilles Land.

Novelle von Clara Frieß. (Nachdruck verboten.)

Es war ein stilles Städtchen, und die Sonne, die über der
Westsee untergehen wollte, legte warme Strahlen und
eine Wärme darüber hin.

Der Mann, der da oben im Deichgras lag, sah mit frohen,
undigen Augen landeinwärts auf die paar Dorfhäuser, die
da gleich hinter dem Deich duckten, über die stillen Ge-
büsch die auf hohen Berken wie Inseln im Grün der Marsch-
en verstreut lagen, auf die spitzen, weißen Kirchtürme vor
dem fernem, veilchenfarbenen Horizont. Er war nicht mehr jung
noch nicht alt. Wenn man näher zusah, mochte man erken-
nen, daß sein Anzug von feinem Schnitt und gutem Tuch war
sein Gesicht kluge, seine Züge zeigte. Aber auf den ersten
sahen alles grau und unscheinbar. Neben ihm im Gras lag
ein Gesammeltes an Pflanzen und Steinen, ein Hammer,
den die Geologen brauchen, und ein derber Spazierstock.

Über den Deich ging ein junges Mädchen. Er hatte sie beob-
achtet, seit sie aus der Tür des kleinen Dorfweithauses gekommen
war, das da niedrig und strohgedeckt im Schutze des Deiches sein
Schild zeigte: Zum Seehund, Badhotel von Niels Petersen.
Es war eine Unruhe in ihrem Wesen. Bald stand sie still und
sah in die Sonne zu sehen, die glührot blendend dicht über

dem Watt stand. Dann sah sie wieder landeinwärts, und dabei
kam sie dem Mann immer näher. Sie war groß und schlank und
biegsam. Ihr Allertagskleid, ein blauer Rock mit weißer Bluse,
sah gut und richtig, und auf dem breitrandigen dunkeln Hut war
irgend etwas Kedes, Modernes von einer roten Schleife angebracht.
Sie erwiderte seinen Gruß kaum, ging ein paar Schritte weiter,
und dann kam sie doch zurück und setzte sich neben ihn ins Gras.

„Was haben Sie heute nachmittag gemacht, Herr Doktor?
Wieder so etwas Nützliches und Interessantes natürlich? Wie ich
Sie beneide — ich langweile mich nämlich zum Sterben hier.“

Sie sagte das wie ein verzogenes Kind und stocherte dabei mit
dem roten Sonnenschirm im harten Deichgras herum.

„Wenn Sie erst so alt sind, wie ich, mein kleines Fräulein,
dann werden Sie auch schon immer etwas Nützliches zu tun
finden. Jetzt brauchen Sie das gar nicht. Jetzt sollen Sie sich
erholen und amüsieren.“

„Amüsieren? Oh, ich müßte's schon. Ein bißchen Freude habe
ich mir so gewünscht für die Ferien. Ich bin Zeichenlehrerin in
einer Hamburger Volksschule — große Klassen, schlechte Lust und
die Disziplin ist so schwer — wie man sich da nach den Ferien
sehnt! Und irgend jemand hatte Großmutter erzählt, dies hier
sei ein hübsches, schönes Seebad. Billig ist's schon — aber schön kann
ich's, weiß Gott, nicht finden. Und die See läuft ja immer weiter
weiß wie weit weg. Dann sieht man da im Trost an dem häß-
lichen Watt. Und das flache, grüne Land hinterm Deich ist doch
auch unerträglich langweilig, da mag ich auch nicht spazieren gehen.“

Sie tat ihm wirklich leid. Er hatte so eine Art väterliches
Mitleid mit all der kindlichen Unruhe und Sehnsucht und all dem
Unverstand da vor sich. Das mußte es schon sein, was ihn weiter
sprechen ließ. Denn Doktor Heyte war sonst sehr sparsam und
verlegen im Rat und Reden andern Leuten gegenüber. „Ja,
amüsant ist das schon nicht hier. Können Sie denn nicht anderswo
hinreisen? Amrumb ist ja gar nicht weit.“ Oder gehen Sie doch
einfach nach Sylt, da passen Sie sicher viel besser hin.“

„Ich habe heute an Großmutter geschrieben, daß ich weg will,
nach Sylt oder Rom. Wenn ich ihre Antwort habe, reise ich gleich
ab. Ein paar Tage werden wohl noch darüber hingehen, so lange
muß ich's schon hier aushalten. Aber Sie, Herr Doktor, warum
sind Sie denn seit so vielen Jahren jeden Sommer hier? Niels
Petersen hat mir das nämlich vorhin erzählt. Sie könnten doch
sicher anderswohin reisen — in die Berge oder nach dem Süden
— warum kommen Sie nur immer in diese schreckliche Gegend?“

„Erst hat mich ein Zufall hergebracht, dann bin ich aus Ge-
wohnheit wiedergekommen, — und nun ist mir das stille Land
lieb geworden. Mit den Bergen und mit Italien hab' ich's auch
schon versucht. Aber mein lahmes Bein hindert mich da oft.
Ich hab's mir als Junge mal schlimm gebrochen und jahrelang
damit herumgelegen. Jetzt kann ich ja ganz gut damit um-
schicken, aber schwerfällig und vorsichtig hat mich die Sache doch
gemacht. Und dann — den Süden versteh' ich nicht. Vielleicht
ist's ein Erbteil so. Mein Großvater war Dithmarscher Bauer.
Von dem habe ich meinen Namen — Dethleff Heyte. Mein
Vater ist Professor gewesen, Botaniker in Leipzig, und ich bin
seinen Weg gegangen, nur daß ich's nicht so weit gebracht habe.
Dieser Aled Erde paßt zu mir, ich lerne ihn gar nicht aus, immer
Neues ist da zu sehen und zu holen. Freilich, für Sie ist das
nichts, Fräulein Steinbohrer, Sie gehören irgendwohin, wo recht
viel Leben und Vergnügen ist!“

Sie sah ihn voll Interesse an. Er merkte erst jetzt, wie viel
Glanz und Wärme in den dunklen Augen war, die dem schmalen,
jungen Gesicht seine eigene Schönheit gaben. So hatte ihm
schon lange niemand mehr zugehört. „Ach, Vergnügen will ich gar
nicht, Herr Doktor, nur ein paar nette Menschen und ein bißchen
Abwechslung und Freude. Heute beim Kaffee hat mir die karierte
Dame erzählt, wann und wie und wo ihre sieben Kinder die
Masern gehabt haben — das ist doch nichts zum Freuen und Er-
holen. Und deshalb war ich vorhin so schlechter Laune.“

„Na, die paar Tage müssen Sie wohl noch hier aushalten.
Wollen Sie morgen früh mit mir ins Watt — barfuß natürlich?
Oder über Land nach Westerhöved? Und wollen wir bei gutem
Wind mal ein Segelboot nach der nächsten Hallig nehmen? Die
Hauptsache ist, daß Sie sehen wollen, es gibt schon genug zu
sehen hier und genug, um sich zu freuen. Und jetzt gleich mal
umschauen — und die Augen weit aufmachen.“

Er war aufgestanden und zeigte seewärts. Die Sonne war eben
untergegangen. Wie Perlmutter und Gold lag's über dem Watt
draußen. Und ganz fern war's wie ein Glimern und Rauschen: die
Flut kam auf. Da sprach er zu ihr von dem großen Rhythmus
von Ebbe und Flut, von all dem Leben, das im Watt wartet und
schläft und nur aufwacht, wenn die Flut darübergeht.

Als sie sich umwandten, lag das Land mit tiefen, violetten
Schatten in Abendruth. Nur aus dem Wirtshausfenster da unten

lam ein rotes, freundliches Licht. Und als sie dort bei der Petroleumlampe nebeneinander saßen und sich Niels Peteriens kalte Küche gut schmecken ließen, sah Fräulein Steinbohrmer die Sache durchaus nicht mehr so tragisch und hoffnungslos an wie einige Stunden vorher.

Am andern Morgen gingen die beiden ins Watt, sie hochgeschürzt und leichtfüßig, er mit schwerem Schritt, auf den Knotenstock gestützt. Erst ging es über den breiten Sandstrand, dann, als der Boden dunkler und feuchter wurde, zogen sie Schuhzeug und Strümpfe aus. Er packte ihre schmalen Schuhe mit seinen derben Stiefeln in den Rucksack, den er vorsorglich umgeschlallt hatte. Und nun wurde es lustig. So weich und glatt ging sich's auf dem feuchtwarmen Boden, und immer wieder gab es Neues zu sehen: Bohrwürmer und Taschentücher, bunte Quallen, die hier im Sonnenschein sterben mußten, Algen, Moose und Muscheln, — auch ein fernes Segelschiff oder die Spuren eines Trümmers draußen auf der offenen See. Dann sahen sie in der Ferne das Ziel ihres Wattenwegs, das Brack eines großen Schoners, der hier vor Jahren in einer bösen Winternacht gestrandet war. Dunkel streckte es seine Rippen in die Luft. Takelage, Planken und Ladung waren längst fortgespült oder abgeholt. Aber auf den Trümmern wuchs allerlei an jungem Leben, Schalthiere und Pflanzen, die sie eifrig sammelten. Sie ließ ihm keine Ruhe, bis er einmal mit ihr um das ganze Brack herumging. Das war ein nasses Vergnügen, denn der Schiffsrumpf lag feuchtwarm im Wasser. Und die Flut kam auf mit ihren tausend kleinen Wellen und Wassertrillen und einem köstlichen frischen Luftzug.

Er hatte Mühe, zum Heimweg zu treiben. Aber dann ging's schnell dem Lande zu, immer die kleinen Wellen und den frischen Wind im Rücken. Beim Mittagessen leuchteten Carmen Steinbohrmers Augen. — Nach

Fische schlief sie oben in ihrer Kiebelkammer einen köstlichen Schlaf. —

Später, am Nachmittag, war der Doktor wieder da. Draußen auf dem Gartentisch hatte er unter dem verkrüppelten Apfelbaume sorgfältig all die Schätze vom heutigen Morgen ausgebreitet und machte die Sache nur lustiger, daß die bide Dame in der karierten Seidenbluse häufiger an den beiden vorüberging und anhaltend hustete. Als sie es zum

Schluß gar nicht mehr aushalten konnte und an den Gartentisch herankam, „um auch ein bißchen von all der Gelehrsamkeit zu profitieren“, packte der Doktor die Sachen bald zusammen und erklärte, daß er dem kleinen Fräulein heute noch einen Dithmar-

scher Bauernhof zeigen müsse. — Dann gingen sie miteinander, auf stillen Wegen zwischen grünen Wiesen, wo die Rinder bis an den Bauch im fetten Grase standen, auf weißen Brüchen über die kleinen Kanäle, einem Gebirge zu, das stattdlich mit hohem, rotem Gestein sich über das grüne Land hob.

Sie hatte viel zu fragen, und sie stand es, ihn zum Sprechen zu bringen. Von seinen Vorfahren sprach er, hier gehaust, die dies Stück Land erbeutet und sich vom Meer erobert hatten, und von all der Wassersnot, die erlebt — und wie Menschenwille Menschengestalt doch immer wieder Sieg davontragen über die wilde Natur da draußen. Und es freute ihn, sich auf ihrem jungen Gesichte das Leid widergespiegelt und das stolze Freuen, und daß sie ihn immer wieder mit großen Augen ansah.

Es war da eine alte Frau auf dem Hof, die er Großmutter nannte. Sie nannten sie alle Großmutter, denn gendwie war sie mit all den Dithmarscher Leuten verwandt. Die saß draußen auf der Bank vor dem Hause unter einem blühenden Holzer. Sie war taub, aber sie nickte freundlich zu allem, was der Doktor sagte. Sie holte eiskalte Buttermilch und somisch harte Kuchen und zeigte den Gästen Haus und Stall und Stauden und still stand Carmen Steinbohrmer vor den riesigen alten Scheunen und geschmückten Truhen der Küche und Wohnstube. Ganz geheimnisvoll nach Hausgeistern und Wichtelmännern sah es hinten in dem großen Scheunraum aus, der sein Licht ganz oben, von einer Luke im höchsten Dachstich, empfing.

Später, auf dem Heimweg, erzählte Carmen Steinbohrmer dem Doktor Henke die Geschichte ihres jungen Lebens. Ihr Vater hatte es hinausgezogen aus der Enge seines Hamburger Lebens. Und als er drüben ein Weib gefunden und Arbeit

Verdienst gefunden, kam das Weib und der Tod.

Die junge Frau war dann, sein einziges Kind, legte Willen folgend, nach Hamburg zu reisen. In der neuen Wohnung, in der alten Steinbohrmer wurde geboren.

Die Tochter wurde geboren. Sie ließ es sich nicht anmerken, ehe sie zum Sterben legte. — Ihr Name war das einzige, was dem Vater aus der Vergangenheit in die Welt drüben blieben war, der Name, die dunklen Augen ihrer Mutter.

Sonst sah sie „Steinbohrmerisch“ aus — „Gott sei Dank“, die Großmutter im stillen zu sagen pflegte. Die alte Frau erzählte das Kind, so gut sie es verstand. Sie brauchte keinen Mann zu leiden, und an Liebe für einander fehlte es ihnen auch nicht.



Kaiser und König Karl auf einem Geschäftsstand an der Tiroler Front.



Kriegsbeute in Ostgalizien: Erbeutete schwerste russische Geschütze, für deren Hin- und Herbeförderung besondere Atteinbahnen hinter der Front errichtet waren.

...men größer wurde, hatte sie selbst auf Ausbildung ihres Talents gebrängt und sich feste Arbeit gesucht. So lebten sie in einigem Behagen und leidlichem Frieden miteinander, nur daß in dem jungen Mädchen viel Unruhe war und viel

merkte, daß es ein gefährlich Freuen und ein Spielen mit dem Feuer war. Langsam kam ihm die Angst vor dem Ausgang und das bange, schwere Verantwortlichkeitsgefühl. Als der Tag ihrer Abreise kam, wurde ihm fast leichter und zufriedener zumute.



Gedachte Geschützstellung der österreichisch-ungarischen Artillerie am Fölgheßpaß im Gherghogebirge.

namen größer wurde, hatte sie selbst auf Ausbildung ihres Talents gebrängt und sich feste Arbeit gesucht. So lebten sie in einigermaßen Behagen und leidlichem Frieden miteinander, daß in dem jungen Mädchen viel Unruhe war und viel Nacht und daß die Mutter dieses ahnte, darum bangte. Am Abend dieses Tages schrieb Carmen ihrer Mutter einen Brief, daß sie ruhig verbleiben wolle, denn es sei doch das Beste und die Lust sei jedem sehr erfrischend. Ihren Freund und ihre Mutter habe sie auch gefunden. Auf dem Wege war ein reicher Mann, der für Carmen ein Haus und auch Doktor war zumute, ihm etwas geworden, etwas Geld, lange Geistes, oft Entschlossenheit. Und sie kamen schöne Tage für das Mädchen und für die Menschen. Er nannte sie „Carmen“ und „Damen“ und von ihr „Damen“ titulieren, sie hatten ausgemacht, daß er dem Mädchen ihr Dunkel machte. Peterfen aber wollte über die Sache und die Lärer, die lief ihnen in die Trübsung, oft über den Weg, aber sie sorgten, daß sie ungehindert ihren Weg gingen. Im Segelboot's weit hinaus in den nächsten Hafen war ein großes Haus für das junge Mädchen, einen Blick in das Leben zu tun. Und eines Tages zeigte er ihm, das graue, viele, viele Male, sie miteinander das grüne Land oder auf dem Weg nach Süden und hinaus in das Meer. Sie lernten ihren leichten, seinem langweiligen, schweren zuzupassen. Sie lernte mit seinen Augen, begreifen, er ein großes, Natur in Reine Schönheit vor sie lernte das Licht und schnell, wie wir Frauen lernen, wenn wir lieben. Gleichmäßig und doch voll Abwechslung wurden die Tage. Sie nahm alles so selbstverständlich, wie Kinder immer die Sonnentage und die Blumen nehmen. Er aber

Er brachte sie nicht zur Station. Er hatte Angst vor der langen Wagenfahrt mit ihr allein. Vom Wagen aus gab sie ihm noch einmal die Hand. Die Tränen standen ihr hell in den Augen. „Auf Wiedersehen, Onkel Doktor. Und tausend Dank für alles“

Gute. Ich komme wieder, nächstes Jahr, die ganzen Sommerferien. Es ist zu schön gewesen, Ihr stilles Land."

Nein, das durfte nicht sein. Wenn er sie wieder sah, wenn sie neben ihm die altbekannten Wege ging, dann würde die Stunde kommen, wo er ihr sagen mußte, was er in Gedanken schon hundertmal zu ihr gesprochen. Und dann würde sie ihn anlachen — wie damals jene andere. Oder ob sie ihn nur traurig ansehen und sich still von ihm wenden würde? Aber das Gute und Kameradschaftliche war dann doch für immer zerstört und die Erinnerung daran, die er sich wie ein Heiligtum halten wollte.

Es war da einmal ein großer Schmerz in seinem Leben gewesen. Der hatte ihm das wenige, was er an Lebensfreudigkeit und Selbstvertrauen besaß, für immer genommen. Wie ein gebranntes Kind das Feuer, mied er seitdem die Frauen und ihren Lichtkreis. Nur daß dieses junge Kind jetzt in sein Leben gekommen war, hell und warm und liebenswert. Und wenn sie bei ihm bleiben, wenn sie sein Leben mit ihm teilen wollte? Aber sie gehörte da gar nicht hinein. Sie paßte durchaus nicht in sein graues, eintöniges Dasein. Und der Tag, an dem sie selbst das entdecken und Rechenschaft von ihm fordern würde über ihre Jugend und ihre Freiheit, — den Tag wollte er nicht erleben. Sie sollte ihre Freiheit behalten und ihr Anrecht, mit ihresgleichen die Sonnenseite des Lebens zu suchen.

Das sagte Doktor Dethleff Heyke sich hundertmal und immer wieder nach ihrer Abreise und an den langen Winterabenden daheim in Leipzig in seiner stillen Studierstube. Er nannte sich Krüppel und Narr und ihren Ritter von der traurigen Gestalt. Wenn ihre Briefe kamen, die lieben, warmen, dann schrieb er ihr wieder, viele Seiten, die halbe Nacht hindurch. Das alles zerriß er am andern Morgen und schickte ihr eine Ansichtskarte vom Leipziger Marktplatz.

Als aber das Frühjahr kam und es wieder so ein unsinniges Ding war um all das Blühen und Verben da draußen, da packte der Doktor eines Tages seinen Koffer, gab seiner Haushälterin Kostgeld und schloß die Bude zu. Auf dem Wege zur Bahn steckte er einen Brief in den Kasten. Der hatte ihm viel Herzweh und Kopfschmerzen gekostet. Er lautet also:

"Liebe, kleine Sennorita! — Sie dürfen mir nicht mehr so viel von unserm stillen Land und Ihren Ferienplänen schreiben. Es ist ein Unsinn damit. So könnte es doch nicht wieder werden. Und ich, der ich doppelt so alt bin wie ein gewisses kleines Fräulein, muß einmal wieder für uns beide Vernunft haben. Sie passen ja gar nicht in mein stilles Land. Sie haben sich das nur eingebildet — oder ich habe es Ihnen vorgeredet. Dahin gehört man erst, wenn man all das Große, Bunte, Rauschende des Lebens genossen hat, — oder wenn man darauf verzichten muß, wie ich armer Kerl. Sie wissen gar nicht, wie schön es anderswo ist — schön für Sie, meine ich. Sie kennen ja noch gar nichts von der Welt und allem, was sie Ihnen zu bieten hat. Und ich habe die Pflicht, Ihnen das zu sagen, und Sie zu warnen, wieder mit mir da oben in der weltentlegenen öden Gegend herumzusitzen. Der Tag würde doch kommen, wo Sie merken, daß es anderswo lustiger zugeht, daß ich ein ganz langweiliges altes Menschentum und kein Kamerad für Sie bin. Nun rate ich Ihnen, sich dies Jahr einmal irgendein buntes, lustiges Stück Welt anzusehen, etwa den Rhein oder das Berner Oberland, — oder, wenn's Nordsee sein soll, Nordsee und Sylt. Da finden Sie Jugend und Frohsinn und alles, was Sie brauchen. Nur in meine stille Ecke da oben kommen Sie lieber nicht. Die Scholle müssen Sie mir alten Einsiedler schon lassen. Das heißt, ich weiß noch nicht genau, ob und wann ich hinkomme. Ich reise dies Jahr zunächst nach Südtirol, dann nach Sulden-Trafoi. Ich denke allerlei vergleichende botanische Studien zu machen und freue mich auf die Arbeit. In viel Ergebnissen Ihr alter Onkel Doktor."

Als Doktor Heyke so in die Welt hinausfuhr und allerlei Neues und Interessantes sah, sagte er sich ein paar Tage lang stolz, daß diese Episode nun gründlich zu Ende sei, daß er sich als ein Weiser und Gerechter zur richtigen Zeit aus der Affäre gezogen habe. Aber dann kamen die alten Gedanken und die grauen Stunden rasch genug wieder und dazu der böse Zweifel, ob sein Brief auch wirklich gut und richtig gewesen sei. — Es dauerte lange, bis ihre Antwort kam. Ihr Brief fand ihn auf der Hotel-Terrasse in Trafoi. Vor ihm lag im Sonnenglanz die ganze Hochgebirgsherrschaft, und ihn quälte das Heimweh nach dem stillen Winkel da oben an der Nordsee. Sie schrieb:

"Lieber Herr Doktor! Da Sie eine so gräßliche Angst haben, daß unsere Wege sich wieder kreuzen könnten, bin ich hierher nach Westerland gegangen. Sie haben ganz recht, ich passe wohl besser hierher. Jedenfalls ist's unendlich amüsanter hier als in Ihrer stillen Ecke. Und die See ist großartig. Es gibt wirkliche Wellen hier auf Sylt und ein ganz famos Strandleben und nette Menschen genug, die sich freuen, wenn man mit ihnen verkehrt.

Gleich auf der „Cobra“ — ich bin über Helgoland hergefahren, geriet ich in eine lustige Gesellschaft. Und dann ist's hier so gegangen mit dem Vergnügen und der Freundschaft. Wir Touren über die Insel, schiefen nach Tauben, tanzen im Kurhaus oder sitzen die halbe Nacht bei der Zigarette. So bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihren guten Rat und keine Sehnsucht nach Ihrem „Seehund“. Sie können ruhig reisen, Herr Doktor — ich werde Sie nicht dort stören. Ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen in Ihrer Einsamkeit. grüßen können Sie mir das stille Land doch, weil es doch schön gewesen ist."

Am folgenden Tage reiste Doktor Heyke nordwärts. Keine Ruhe, bis er sein altes Quartier im „Seehund“ bezogen. Aber auch dann ließ ihn die Unruhe nicht los. Sein Land stilles Land war ihm verwandelt. Da war keine Ruhe und Frieden, da war lauter Sehnsucht auf allen Wegen. Die Dame hatte sich wieder eingestellt, und er fand sie unaussprechlich als je. Die große Stille war da und der wundervolle Ausblick von Ebbe und Flut, — nur daß dies alles nicht mehr sprach, daß er Auge und Ohr dafür verloren hatte.

So schleppte er seine Unruhe und Sehnsucht mit sich das stille Land. Draußen im Watt meinte er die weißen Neben sich wandern zu sehen, — so voll von Erinnerungen ihm Land und Strand und See.

Als die langen Tage kamen und die hellen Nächte, sah er, daß dies stärker war als all seine Vernunft und Vorsicht, und er ein törichter und feiger Mann gewesen, als er jenen Brief eines Abends feste er sich hin und schrieb aus einer andern Zeit.

"Mein geliebtes Kind. Verzeih mir, daß ich Dir den schlimmen Brief geschrieben habe, daß ich Dich bat, mir und meinem Leben fern zu bleiben. Ich habe meine Strafe gehabt seit viel Sehnsucht und Qual und bitterer Erkenntnis. Und heute ich Dir einfach die Wahrheit: Ich hab' Dich ganz unsinnig vergibt und komm. Das heißt, komm nur, wenn Du ein wenig Liebe und viel Vertrauen mitbringen kannst. Ich nicht, daß ich nur an mich dachte, obgleich da auch ein Stückheit und Selbstsucht in dem Brief steckte. Ich wollte Dir ein Schicksal gönnen, ein helleres, leichteres. Aber was ist leicht im Leben, und wie können wir's ändern schaffen? Nun ich viel Angst und Sorge um Dich — und daß ich Dich ins Leben ließ. Geh's Dir gut und hell, so soll dieser Brief nicht stören. Aber wenn Du Schutz brauchst und Ruhe und große Liebe, dann ruf' mich oder komm zu mir."

Mit diesem Brief ging der Doktor am andern Tage weiten Weg über Land, um ihn an der nächsten Eisenbahn selbst in den Kasten zu werfen.

Als er abends heimkam, stand sie oben auf dem Deich und dunkel gegen die untergehende Sonne, — als hätte Sehnsucht sie gerufen.

Sie kam ihm entgegen und gab ihm die Hand. "Ich es nicht mehr aushalten, Onkel Doktor. Darf ich jetzt kommen in dein stilles Land? Ich hab' so viel erlebt in den letzten Wochen. Erst war's lustig, — und dann wurde es einmal so traurig und häßlich. Ich erzähl's dir später — andermal, heute kann ich's noch nicht. Warum hast du mich allein gelassen? Ganz einsam und verlassen war ich da in Sylt unter all den vielen Menschen. Und immer hab' ich denken müssen, ob ich dich wohl finden würde — bis ich's nicht mehr aushalten konnte und einfach gekommen bin."

Da erzählte er ihr von dem Brief, den er eben abgeschickt und von all seiner Liebe und Torheit. Und dann lachte sie aus. Aber es war ein köstliches Lachen, — es trieb ihm Zweifel und Kleinmut aus der Seele.

Da nahm er sie dankbar, als ein Wunder, ein Geschenk. In Hand standen sie auf dem Deich. Sie sahen über das Land und glaubten aneinander und an die Zukunft.

Schiffsuntergänge.

Der Verlauf des Krieges hat genügend Gelegenheiten bieten, den Untergang von Schiffen aller Größen und Arten kennen zu lernen. — In den meisten Fällen hat es gar lange gedauert, bis ein Schiff, nachdem es eine Wunde erhalten hatte, auch völlig gesunken war. Selbst Dampfer waren häufig schon 4, 5 oder 10 Minuten nach Explosion der Torpedos oder der Granate nicht mehr über Wasser zu sehen. Andere wiederum schwammen noch viele Stunden lang, bis sie auf den Grund des Meeres hinabgezogen wurden.

Es ist ja nun klar, daß die Zeit des Versinkens eines Dampfers nach der erhaltenen Schußverletzung wesentlich von seiner in Schottenteilung, d. h. der Einrichtung der verschiedenen, nicht von einander abgeschlossenen einzelnen Räumen des Schiffs

Bei den modernen Kriegsschiffen ist diese Einteilung in kleine, wasserdichte Räume, besonders bei den allerneuesten Schiffen, in sehr weitgehendem Maße durchgeführt. Und seine sehr gewichtigen Gründe. Muß doch das Kriegsschiff sein, selbst nach dem Vollausen mehrerer dieser wasserdichten Räume, noch weiter zu kämpfen. Ein Handelschiff hat dagegen die wasserdichte Unterteilung in Innenräume in der Hauptsache nur dazu nötig, bei Verletzungen des Schiffsbodens infolge von Grundberührungen oder Verletzungen seiner Seitenwände infolge von Zusammenstoßen mit anderen Schiffen, Eisbergen oder dergleichen sich noch in der Lage zu halten und die eindringenden Wassermassen eben zu beschränken, wie es für diesen Zweck gerade nötig ist. Eine tiefere Eintauchen und sogar ein Überliegen des Schiffes einer Seite infolge hier eingedrungenen Wassers kann ein Kriegsschiff schon viel eher als ein Handelschiff in den Kauf nehmen, wenn es nur nicht so stark wird, daß das sichere Erreichen des Hafens gefährdet ist. Ein stark überliegendes Kriegsschiff dagegen ist im Kampfe sehr an dem Gebrauch seiner Geschütze behindert, deren Bedienung in der Lage natürlich sehr erschwert wird. Von diesen, für die Dauer des Krieges von sehr ungünstigen Einwirkungen bei zu großem Wassereintrich an Stelle, muß das moderne Kriegsschiff aber auch eine größere Anzahl von Verletzungen unter Wasser vertragen, ohne zu sinken. Außerdem erfordert hohe Werte eines großen Schlachtes naturgemäß auch schon an und für sich die Bedingung eines möglichst weitgehenden Unterwasserschutzes durch Unterwasserteile der Innenräume. Für die teuren Dampfer, die, Windmühle des Meeres gebietet, diese Forderung ebenfalls. Daher besitzen diese Schiffe eine Kriegsschiffen ähnliche Unterteilung.

Ein gewöhnliche Handelsdampfer besitzt meist nur einen unter Wasser liegenden Innenraum, vorhandenen doppelten Schiffsboden, der durch das Schiff gezogene Schotten, die von einer Vorder- zur anderen gehen und so das ganze Schiff in mehrere Abteilungen teilen. Der Höhe nach kommen an einigen Stellen noch die verschiedenen Wände als Unterteilung in Frage. Sind aber meist nicht wasserdicht von den darunter liegenden abgeteilt, so zwar, daß das vorher erwähnte Querschott die wasserdichte Trennung der Schiffsräume bildet. Eine weitere wasserdichte Abschottung besitzen auf diesen Frachtschiffen dann nur noch die Maschinen- und Heizräume, etwa noch die daran liegenden Kohlenunter.

Der nur irgend jemals in den gewaltigen Laderaum eines Dampfers schaute, mag ohne weiteres einsehen, daß der Wasser, wenn dieser Raum hinten oder vorn voll Wasser gefüllt ist, sich nach dem vollgelaufenen Schiffsende überlegen während der andere Teil sich hoch aus dem Wasser hebt. Dieses sind denn auch die meisten beobachteten Arten der Untergänge. — Unheimlich reden oft auch die größten ihr Vorder- oder Hinterteil kurz vor dem Versinken aus Wasser in die freie Luft hinaus, richten sich fast kerzenförmig auf, bis dann das immer stärker werdende, in die eintretenden Schiffsräume eindringende Seewasser sie mehr und mehr hinabzieht. Schneller und schneller sinkt nun das Schiff, bis es endlich mit mächtiger Fahrt in die Tiefe stürzt. Hier wird die Luft aus allen möglichen Löchern der sich mit fallenden Räume herausgepreßt und entweicht oft mit sonderbaren Heul- und Pfeiflauten, die just so anmuten, wie so ein untergehendes Schiff sein Schwanenlied. Die Schnelligkeit, mit der ein Schiff unter Wasser verschwindet, außer von der Größe des Laderaums auch noch von dessen Abstand von dem Schwerpunkt des Schiffes ab. Klar ist es ja, je die Wassermenge auf das Niedersinken des Schiffes stärker einwirkt, wenn sie nahe den Schiffsenden angreift, als wenn sie eher an dem ungefähr in der Mitte des Schiffes angenommenen Schwerpunkt in das Schiff eindringt.

Man gibt es aber auf hoher See nur selten Schiffe mit leeren Räumen. Meist sind diese ganz, oder doch zum größten Teil, mit Ladung angefüllt. Daher kann auch nur so viel Wasser in einen Raum dringen, als außer der Ladung noch Luft vorhanden ist. Diese Luft, die entweder über der verstaubten Ladung zwischen den einzelnen Wänden, Rissen, Fässern vorhanden mag, muß aber zunächst entweichen, ehe das Wasser nach-

drängen kann. Die Luft muß also nach außen strömen können. Und es ist denkbar, daß ein Laderaum so gut nach außen abgedichtet ist, daß keine Luft aus ihm entweichen kann, wenn es in der Praxis auch wohl kaum vorkommen wird. Häufig sind auch die Luftentweichungslöcher in ihrem Querschnitt so gering, daß die Luft aus ihnen nur sehr langsam zu entweichen vermag. Das Sinken eines Schiffes wird unter diesen Umständen immer recht lange dauern, dieses noch einen Hafen erreichen können. So angenehm dieses langsame Sinken im Frieden für den Rheder auch sein mag, bei dem Versinken eines Schiffes im Kriege ist es sehr fatal. Denn erstens hält es das versinkende Schiff, das seine Zeit besser gebrauchen könnte, über Gebühr auf. Und dann ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß befreundete Fahrzeuge dem sinkenden Schiffe zur Hilfe kommen können. Daher ist unsere Flotte stets mit Arlen größere Löcher in die Laderäume, die sich nicht schnell genug entfernen lassen, oder es werden Löcher mit Kanonen in die oberen Teile des Laderaums, oberhalb der Ladung, geschossen, damit die Luft schnell entweichen kann.

Verzierbild.



Wo ist mein Vater?

Häufig kommt es auch vor, daß ein Schiff eine schwimmfähige Ladung trägt, die kein Wasser schnell in sich aufsaugt, z. B. Holz. In diesem Falle sinkt das Schiff überhaupt nicht, sondern schwimmt einfach auf seiner Ladung. Dann muß man das Wasser den Maschinen, Kessel und sonstigen Räumen zugänglich machen, um ein Sinken zu erzwingen.

Kriegsschiffe besitzen meistens außer den quer durch das Schiff gehenden Schotten noch sogenannte Längsschotten, die wenigstens in der Mitte des Schiffes dieses der ganzen Länge nach in zwei Hälften teilen, oder sogar noch mehrere weitere Schotten in der Längsrichtung, die beide Längshälften nochmals in Unterabteilungen trennen. Bei Handelschiffen ist eine solche Teilung gemeinhin nicht üblich, kommt aber hier und da doch vor.

Das Sinken derartig getrennter Schiffe vollzieht sich nun folgendermaßen: Mehr und mehr legt sich das Schiff auf die Seite, an der das Wasser eindringt, bis es dann endlich ganz auf die Seite fällt und mit dem Kiel nach oben versinkt. In der Seemannssprache nennt man das „Dentern“. Alle übrigen Verhältnisse bei dieser Art des Versinkens sind natürlich die gleichen, wie bei den vorher beschriebenen Vorgängen. (Weglade über Bug und Heck). Schließlich gibt es auch noch Fälle, bei denen sich ein Schiff nach hinten oder vorne unter gleichzeitigem Legen auf die Seite senkt.

Der außerdem theoretisch noch denkbare Fall, daß ein Schiff auf parallelem Kiel einfach horizontal immer tiefer sinkt, bis es unter Wasser verschwindet, kommt in der Praxis nie vor. Hierzu müßte schon vor oder hinter dem Schwerpunkt des Schiffes absolut die gleiche Wassermenge in derselben Zeit und in gleichem Abstände von dem Schwerpunkt in das Schiff eindringen. Die kleinste Verschiebung hätte aber schon den Effekt des Tiefsenkens der einen Hälfte des Schiffes zur Folge, das ein Versinken nach den vorher beschriebenen Arten bedingt.

Ein Punkt wäre noch besonders zu berühren. In Seeromanen wird häufig von dem gefährlichen „Strudel“ gesprochen, der sich über einem sinkenden Schiff bildet und alles in der Nähe befindliche mit in den Abgrund reißt. Das ist sehr übertrieben. Wohl können einzelne schwimmende Menschen von den Wasserwirbeln, die sich beim Wegladen des Schiffes bilden, mit hinabgerissen werden. Für einigermaßen seetüchtige, richtig bediente Boote aber besteht kaum jemals irgendeine Gefahr durch den „Strudel“.

Infolge dieser vielverbreiteten, auch bei einer großen Anzahl von Seelenten vorhandenen Angst vor diesen Strudeln ist wohl schon oft ein Rettungsboot zu früh von dem sinkenden Schiffe abgestoßen und manches Menschenleben ging so verloren, zu dessen Rettung wohl noch Zeit und Gelegenheit gewesen wäre.

Wie man sieht, ist das Versinken eines Schiffes nicht so einfach, stellt sich der Vorgang des Schiffsunterganges überhaupt ein wenig anders dar, als der Laie gemeinhin zu glauben geneigt ist.

Alb. G. Reuger.

Länderverwüstendes Unkraut.

Das Unkraut, wenn es auf dem Felde überhand nimmt, die ganze Ernte entwertet und sogar in Frage stellen kann, weiß jeder Landwirt. Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß ganze Ländergebiete bloß durch das Überwuchern eingeschleppter Unkräuter unbewohnbar und unrentierbar geworden sind.

Ein Beispiel dafür besitzt Australien. Vor fünfzig Jahren führte man eine beträchtliche Anzahl Indianerpferde aus Patagonien dort ein. Diese Tiere sind mit langen Haaren bekleidet, und in diesen Haaren hatten sich Samen eines patagonischen Unkrauts festgesetzt, das nun mit nach Australien hinüberwanderte. Es wurde auf den dortigen Feldern und Weidegründen abgesetzt, faßte Wurzel, sproßte und verbreitete sich mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Weiden dadurch überzogen und weite Strecken vollkommen verdorben wurden.

Ein anderes Beispiel finden wir in Tasmanien, wo ungeheure Bezirke des besten Weidelandes durch das Überhandnehmen zweier Unkrauter, des Stechginsters und der Heckenrose, zu stinkenden Sümpfen umgewandelt wurden, und nicht viel anders erging es Neuseeland, wo ein Farmer vor Jahren in einem Flusse Brunnenkresse für den Verkauf gepflanzt, als sie sich nicht rentierte, aber sich selbst überlassen hatte. Die Pflanze säte sich nun selber weiter aus, überzog die Ufer nicht nur des Flusses, in dem sie kultiviert worden war, sondern nach und nach auch alle übrigen und führte Verwüstung mit sich, wohin sie kam.

Als die Argentinische Republik eine Schiffsladung billigen Weizens zur Aussaat aus Europa kommen ließ, bedeutete es für sie solch ein Danaergeschenk. Unsere Distel fand damit den Eingang ins Land und fühlte sich in dem neuen Boden so wohl, daß sie zu Stauden von acht Fuß Höhe emporstach. Die Farmer, die sich nicht die Mühe genommen hatten, das unreine Saatforn zu sichten, nahmen sich nun erst recht nicht die Mühe, diesem üppig wachsenden Unkraute mit der nötigen Energie zu begegnen. Die Folge davon war, daß die Disteln lustig nach allen Seiten weiterwucherten, und daß bald an kein Aufhalten und Ausrotten mehr zu denken war. Die Besitzer mußten buchstäblich ihre Felder im Stiche lassen, und die dortige Landschaft ist jetzt in weitem Umkreise nichts weiter wie ein undurchdringliches Disteldickicht, ein willkommenener Schlupfwinkel für Scharen von Raubtieren.

Der Dichter Karl Wilhelm Rammler, einst berühmt als lyrischer Dichter, Übersetzer, Kritiker und Theaterdirektor, war ein wüßiger und schlagfertiger Mann, der sich namentlich in der Stegreifdichtung hervorgetan hat. Als man ihn einst in einer Gesellschaft bat, etwas zu improvisieren, blickte er auf einen Diener, der ihm gerade einen Zeller überbrachte, auf dem zwei Gläser, das eine mit Wasser, das andere mit Wein, standen. Der Lakai richtete an ihn die Frage, welches Glas ihm gefällig sei? Rammler antwortete folgende:

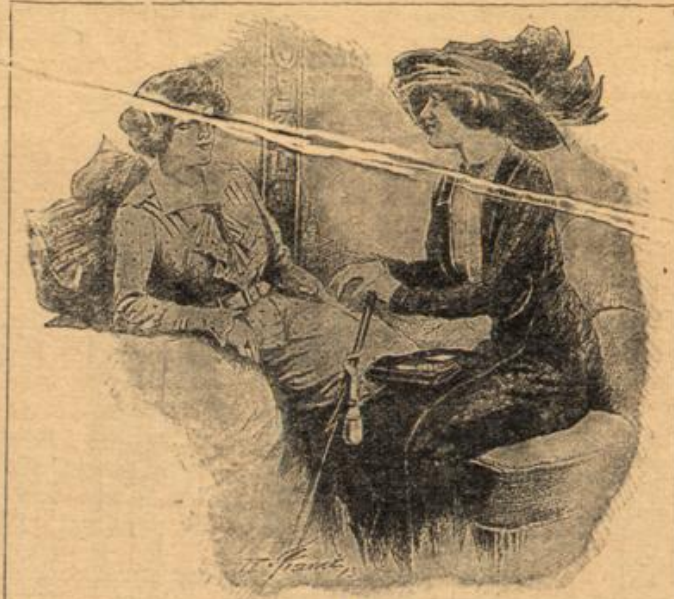
Immer Wasser, muß man sterben,
 Immer Wein, muß man verderben.
 Ei, besser Wein und verderben,
 Als Wasser und gestorben.

„Wer ich bin.“ In der damals noch freien Reichsstadt Frankfurt a. M. stand ein Schnellzug nach Kassel zur Abfahrt bereit; die Reisenden waren eingestiegen und die Türen der Abteile zumeist schon geschlossen; nur zwei Herren wanderten noch gemütlich vor einem Abteil 1. Klasse im Gespräch auf und ab. Höflich grüßend tritt der Zugführer an die Herren heran und sagt: „Bitte einzusteigen!“ Unbekümmert um die Mahnung sprechen die Herren weiter; der Zugführer wiederholt seine Mahnung, aber wieder ohne Erfolg. Die Reisenden im Zuge werden ungeduldig, und zum dritten Male tritt der Zugführer zu den Herren und sagt: „Ich muß Sie dringend bitten, einzusteigen, da die Zeit zur Abfahrt schon überschritten ist.“ — „Wollen Sie mich wohl in Ruhe lassen, Sie... Sie...!“ schreit da einer der beiden Herren den Beamten an, „wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Kurfürst von Hessen!“ — „So“, erwiderte der Zugführer, „nun will ich Ihnen zeigen, wer ich bin!“ — sprach's, pfiff, sprang in den Wagen und zwei verdutzte Gesichter sahen dem fortbrausenden Zuge nach.

Folgende Witzanekdote dürfte zu den weniger bekannten gehören. Der große Meister des Klavierspiels war eines Tages eingeladen, an Hofe des Großherzogs von Weimar zu spielen, und obgleich er sich dermaßen unwohl befand, daß er sich am liebsten zu Bett gelegt hätte, nahm er die Einladung dennoch an. Das Spiel ging auch zunächst ganz gut, das heißt in der bei ihm gewöhnlichen unübertrefflich glänzenden Weise; aber plötzlich übermannten ihn Kopfschmerz und Mattigkeit, und — der berühmte Witz griff falsch. Ein schriller Miston ertlang. Wie ein Blitz durchzuckte er den

Meister und nicht minder heftig die Zuhörer. Einen kurzen Augenblick lag er wie gelähmt inne, dann begann er von neuem. Als nachher der Herzog seinen Dank für den hohen Genuß aussprach, überslog er das Gesicht des Künstlers. Er war eine Sekunde lang versucht, dem Herrn mit einem zurückweisenden Worte zu unterbrechen; aber dann freundlich fort: „Daß wir Zeugen dieses unvergleichlichen Spieles macht uns ganz besonders glücklich. Denn, verehrter Meister, spielen Sie die ganze Welt, aber nur wir allein können uns rühmen, Sie zigen falschen Ton gehört zu haben, der Ihnen jemals unterlaufen ist.“

Die Johannis- und Stachelbeersträucher werden in den Wochen geschnitten. Bei ersteren werden alle zu dicht stehenden schwachen und alten Zweige die Jahreszweige aber nicht eingedreht. Das Letztere geschieht nur bei Stachelbeersträuchern.



Grand genug!

„Was, du willst dich von deinem Manne scheiden lassen, ist denn nicht mit ihm auskommen?“
 „Mit ihm schon, aber nicht mit seinem Einkommen!“

Der Neuseeländer Spinat sich vielerorts als Ersatz für den wöhnlichen Spinat in den Sommermonaten eingebürgert hat, besitzt harte Samenkerne, die nur schwer und unsicher keimen. Er wächst halb am besten im Herbst an, damit die harten Schalen über die Erde müde werden. Der Spinat der gutgedüngten, tiefbearbeiteten Erde liefert dann aber auch reiche Ernte in großen und fleischigen Blättern mitten im Hochsommer.

Ein Verfahren, Stoffflecken farbiger Wäsche zu entfernen, darin, daß man auf die Flecke Butterstücke drückt und nach 10 Minuten mit in Wasser angefeuchteter Potasche auslegt. Danach die Wäsche nochmals gründlich waschen, gespült und getrocknet.

Der Kuchbaum verträgt das Schneiden nicht. Haben wir aber irgendeinen störenden Ast oder trodenes Holz auszusagen, so ist in der Ruhezeit, und zwar am besten noch vor Winter erfolgen.

Ranzig gewordenes Ghee macht man wieder brauchbar, indem man es mit der doppelten Menge Wasser ungefähr eine halbe Stunde aufkochen läßt. Dann läßt man es — wenn irgend möglich — erstarren und hebt die Schmutzschicht sorgfältig ab. Nun wird das unter Zusatz von einer Handvoll Zwiebelchalen, Apfelschalen, nach lieben Thymian und Majoran, nochmals aufgekocht und durch ein sauberes Tuch durchgeseiht. Der ranzige Geschmack wird durch diesen Verfahren vernichtet, doch kann man den feinen Geschmack, durch das frische Gänsefett auszeichnen, dadurch nicht wieder erlangen. Man es zum Kochen und Braten verwenden; zum Aufstreichen auf Brot ist es sich nicht mehr. — Auch ranzig gewordene Butter läßt sich auf die schiebene Weise wieder für Koch- und Bratzwecke brauchbar machen.

Ein Instrument
 Das Wort uns nennt,
 Sodann versteht
 Dem Verd' es gefällt.
 Guggenberger.

A	A	M	M	M
N	R	R	R	R
R	R	U		
U	U			
U				

Die fünf sich entprechenden senkrechten und waagrechten Buchstaben bezeichnen: 1) Eine belgische Stadt. 2) Einen asiatischen Fluß. 3) Einen ungarischen Fluß. 4) Einen Niederländer. 5) Einen Laut.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer: „Kuckuck.“

Alle Rechte vorbehalten.

Antiquarische Schriftleitung von Ernst Pfeiffer gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.